

ÜBER DIE MÜHEN DER EBENEN

Interview mit Werner Hecht über sein neues Buch

Viele Einzelheiten des Lebens in der DDR, der Wahlheimat von Brecht in den letzten acht Jahre, hat der Dramaturg, Publizist und Herausgeber Werner Hecht in den letzten Jahrzehnten zu Tage gefördert und veröffentlicht. Nun hat er sich mit dieser Zeit besonders beschäftigt und an einigen Beispielen die Behinderungen vorgestellt, denen Brecht in seinem Schaffen in der DDR ausgesetzt war. Die Strategie und Taktik „der Partei“ gegenüber dem Werk dieses großen Dichters wurde häufig als „heiße Ware“ behandelt, kritisch beurteilt und der Bevölkerung vorenthalten. Der zunehmende internationale Erfolg erbrachte Brecht aber so großen Zuspruch, dass die Parteifunktionäre ihm schließlich Privilegien verschiedener Art einräumten mussten.

mf: Sie haben mit diesem Buch ein Versprechen gegenüber Helene Weigel eingelöst?

Werner Hecht: Helene Weigel hatte mich während der 15 Jahre, die ich am Berliner Ensemble gearbeitet habe, zu jedem Jubiläum des Theaters aufgefordert, etwas aus der Geschichte des BE in den Broschüren zu schreiben, die wir herausgaben. Es sei nicht alles so „rosig“ gewesen, wie es heute scheine. Ich würde, wenn ich mich damit befasse, mein blaues Wunder erleben. Dass ich das Versprechen auf Grund der, sagen wir mal, Zurückhaltung der DDR-Archive damals nicht gründlich leisten und erst jetzt nachholen konnte, hängt mit der Misere zusammen, die dieser Staat im Umgang mit der eigenen Archivgeschichte veranlasste.

mf: Sie haben sehr ausführlich dokumentiert und sich mit der Bewertung eher zurückgehalten, aber manchmal Ihrem Sarkasmus doch Ausdruck verliehen?

wh: Meine Veröffentlichungen über Brecht sind durchgängig von einer Haltung geprägt, die ich von meinem Lehrer Hans Mayer und

später von Mitarbeiterinnen Brechts wie Elisabeth Hauptmann und Käthe Rüllicke übernommen habe: Eine sichere Grundlage stellen nun einmal die nachweisbaren Dokumente dar. Außerdem verzichte ich auf Spekulationen jeglicher Art. (Davon lebt ja ein großer Teil der „Literaturforschung“, weil sie besser verkaufbar sind.) Das Buch *Die Mühen der Ebenen* war ursprünglich als Dokumentenband geplant. Auch die Apparatschiks in der Partei waren vorbildliche (preußische und sächsische) Bürokraten und haben viel mehr festgehalten und aufbewahrt, als was der Partei dienlich gewesen wäre. Es gibt so unendlich viele Akten, dass eine gewissenhafte Dokumentation über Brecht in den Akten der Partei und der Ämter der DDR nur in einer mehrbändigen Ausgabe zu realisieren gewesen wäre. Ich musste mich also auf eine Auswahl beschränken, die dann natürlich der Verständlichkeit wegen zu kommentieren war. Die Perfidie und das Banausentum gegenüber Brecht ist in seinem Ausmaß wahrscheinlich erst ganz zu ermessen, wenn jemand Zeit und Muße gefunden hat, alles zu sichten, was überliefert ist. Falls Emotionen ins Spiel gebracht werden, wäre freilich Zorn angemessener als Sarkasmus.

mf: Was war für Sie die größte Überraschung bei Ihren Funden und Entdeckungen?

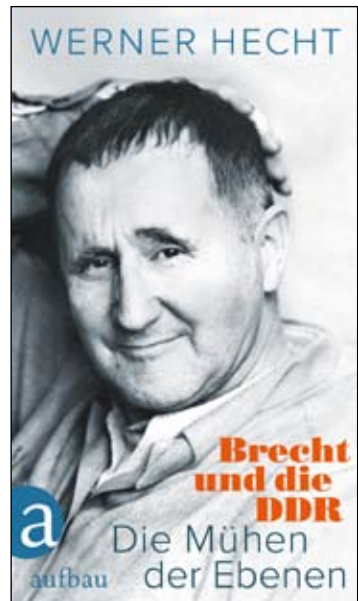
wh: Das ist ein weites Feld: Dass Brecht auf keinen Fall in eine der besetzten Zonen zurückkehren wollte. Dass er aus der Schweiz hinauskomplimentiert wurde. Dass er in Westdeutschland und später in der Bundesrepublik kein einziges Arbeitsangebot bekam. Dass (nach seinem eigenen Urteil) vier seiner Werke in der DDR administrativ unterdrückt und verboten worden sind. Dass das Deutsche Theater die fünfjährige Untermiete des Berliner Ensembles als „Zuzumutung“ verstand. Dass die Partei Brecht das Schiffbauerdammtheater in der Hoffnung zubilligte, das Publikum zu verlieren. Dass der 17. Juni 1953, den Brecht als „tragisch“ empfand, die Chance auch für eine neue Kulturpolitik bietet. Dass seine größte

Enttäusung des „berechtigten Arbeiteraufstandes“ die Umfunktionierung einer notwendigen „großen Aussprache mit den Massen“ in eine weißwaschende „Selbstkritik“ ausartete. Dass er darauf bestand, ein „bürgerlicher Dichter in Opposition“ zu sein, der für das Proletariat schreibt. Dass er für die Partei eintrat, aber ihre „Linie“ nicht befolgte oder befolgen musste. Dass seine Erben für seine Werk eintraten, so dass seine Texte auch in der DDR gleichlautend erscheinen mussten. Dass es der DDR nicht gelang, die Brecht-Erben zu enterben. Dass sich seine Prophezeiung bewahrheitet hat, er werde sich auch nach seinem Tode als unbequem erweisen.

mf: Brechts Tod haben Sie sehr knapp behandelt. Sehen Sie keinen Zusammenhang zwischen den „Mühen der Ebenen“ und dem frühen Tod? Oder ist ein solcher Zusammenhang nur nicht belegbar?

wh: Heiner Müllers Ausspruch, Brecht sei „zur rechten Zeit“ gestorben, mag von seinem Standpunkt aus zweckmäßig sein. Ob aber die Vermutung, der Tod hänge mit seiner Unbequemlichkeit zusammen, ist höchst spekulativ. Auch später haben „neutrale“ Ärzte die Kommunikés ihrer Charité-Kollegen nicht in Frage gestellt. In der Tat läge eine kriminelle Vermutung nahe, wenn man an die Rede denkt, die Stasi-Chef Mielke im September 1957 gehalten hat. Darin bedauert er, dass „dieser Bruder“, der die Staatssicherheit beleidigt habe, einem Herzschlag „erlegen“ ist. Mielke hat offensichtlich die jähen Wendungen der Partei nicht wahrgenommen: In der Totenfeier 1956 waren vom Partei-Chef Ulbricht höchstpersönlich dem unbequemem und streitbaren Dichter die Abweichungen von der Linie längst verziehen und ein Heiligenschein (zweiter Klasse) aufgesetzt worden.

Werner Hecht, *Die Mühen der Ebenen / Brecht und die DDR*, 362 Seiten. Mit 14 Fotos und Faksimiles. Gebunden mit Schutzumschlag, € (D) 29,99 / € (A) 30,90 / SFR 40,90, ISBN 978-3-351-03569-3. Auch als E-Book erhältlich.



STAATSDICHTER BRECHT?

Von Werner Wüthrich

Das neueste Buch von Werner Hecht, soeben im Aufbau Verlag Berlin erschienen, ist für mich eine äusserst anregende Arbeit und gleichzeitig eine Herausforderung, mein Brecht-Bild zu überdenken.

„Staatsdichter Brecht“ – das muss wohl eine der grossen Absurditäten des 20. Jahrhunderts sein. Doch sei daran erinnert: Bertolt Brecht war „Staatsdichter“, der einflussreichste der DDR, allerdings nicht zu Lebzeiten. Dank Werner Hecht kennen wir jetzt die widersprüchlichen Fakten, die der Exilautor bei seiner Rückkehr nach Deutschland 1949 antrifft, wie auch die Folgen in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Diese waren bereits vor dem Kalten Krieg durch verschiedene ideologische Minenfelder geprägt, die auch Brecht bedrohten und ihn während seiner acht Jahre in der DDR ständig auf Trab hielten. Und die erst

recht zum Zug kamen, als nach dem August 1956 sein Werk uminterpretiert und sein Bild, das noch heute die meisten Schulbücher über ihn vermitteln, neu bestimmt wurde. Gleichsam von der Wiege bis zur Bahre, wobei sich heute diese Floskel ausnahmsweise nicht auf die Vita des neu kreierten „Staatsdichters“, sondern auf den Staat selber zu beziehen hat.

Bertolt Brecht, so zeigt uns der Autor, hatte in keinsten Weise jemals die Voraussetzungen zum „Staatsdichter“, weder durch sein Werk noch durch sein künstlerisches Credo. Und schon gar nicht durch Standpunkt und Haltung in seinem gesamten Denken und Schreiben, wie er dies selber immer wieder prägnant begründet hat, etwa in *Volkstümlichkeit und Realismus* (GBA 22.1, 405–413). Werner Hecht behandelt in den ersten Kapiteln das „Komplott für Brecht“ nach dem überwältigenden Erfolg mit *Mutter Courage und ihre Kinder* 1949 in Berlin. Es folgt, nach dieser ersten „Jahrhundertinszenierung“, die Gründung einer eigenen Truppe (das *Theaterprojekt B.*); darauf der schwierige Aufbau des Berliner Ensembles. Im Mittelteil des Buches – übrigens hervorragend geschrieben – sind die „Mühen der Ebenen“ im neuen Arbeiter- und Bauernstaat anhand exemplarischer Debatten und der „administrativen Unterdrückung“ der einzelnen Werke und Inszenierungen ausgeführt, die Brecht einmal als eine „Unterdrückung ohne Diskussion, ohne Angabe exakter Gründe“ (S. 220) bezeichnet.

Nicht weniger aufschlussreich wird in den letzten Kapiteln nach Brechts Tod das Erben und Verwalten seines widerständigen Werks vorgeführt. Hier münden all die unüberwindlichen Widersprüche, Verbote und spannende Debatten um eine Weiterentwicklung der Arbeiterkultur und der konkreten Ausgestaltung des dialektischen Materialismus in einer neuen und zukünftigen Kultur, auch auf dem Theater. Aber

genau in der Zeit des Berliner Mauerbaus gelangte Brecht, der kritische Kopf und unabhängige Denker, der unermüdlich an Experimenten interessierte Bühnenpraktiker, nun mit seinem Werk vollends in das Getriebe der Macht: „Alles, was Brecht ist“, wurde nochmals neu erfunden.

Die ausgewählten Dokumente dieses Buches zeigen einmal mehr die Praxis der SED-Diktatur gegenüber dem „Ärgernis Brecht“: durch Hilfeleistung als Vorwand für Anordnung; durch geheuchelte Anerkennung trotz massiver Vorurteile oder durch Versprechen von Änderungen, die dann doch nie eingeleitet werden sollten. Vermeintliche „kameradschaftliche Auseinandersetzungen“ dienten weniger der Klärung von Problemen unter Gleichgesinnten als der Stärkung von Machtpositionen. Immer wieder wird die vorgegebene Parteilinie durchgeboxt. Dennoch gelang es Brecht dank seiner hohen künstlerischen Kompetenz, manches „gegen den Strich“ durchzusetzen.

Nach der Besichtigung weniger Aufführungen am Zürcher Schauspielhaus und den deprimierenden Einschätzungen seines Freundes und Vertrauten Caspar Neher war Brecht mit dem Terrain seines zukünftigen experimentellen Theaters rasch vertraut. Auf dem Hochstand seiner „residence ausserhalb Deutschlands“ waren für ihn bereits 1948 die Richtungen wie die ästhetischen Vorlieben der führenden deutschsprachigen Theater und ihrer kulturpolitischen Umfeldler klar ersichtlich. Der neue Weg, den Brecht bei seiner Rückkehr aus dem Exil mit aller Konsequenz zu gehen bereit war, stand – interessanterweise im Westen wie im Osten – in deutlichem Gegensatz zu allen aktuellen und damals fortschrittlichen Tendenzen, zumal sich diese in der Tradition von Max Reinhardt verstanden und sich auf den „Naturalismus“ und „Realismus“ in der Moskauer Stanislawski-Nachfolge berufen haben.

Ein Buch wie „Brecht und die DDR“ in dieser thematischen Breite und Vielschichtigkeit war eigentlich nur Werner Hecht zu schreiben imstande. Der Verfasser begibt sich auf ein uns im Westen kaum bekanntes Terrain und behält stets die Fragestellung im Auge, was denn fortschrittliche Theaterkunst hätte sein können; wie in einem neuen historischen Umfeld dieser ominöse Begriff „Sozialistischer Realismus“ hätte aussehen können – als ein Stil des Werdens und des Experimentierens, wie es Brecht, „Zeit seines Lebens ein Zweifler, ein Unruhstifter, ein Aufrührer“ (S. 304), damals vorschlug. Daher zielt Werner Hecht eben auch auf Fragen um eine zeitgemässe Kunst (*Sozialistischer Realismus auf dem Theater*, GBA 23, 286), die sich für jede Generation neu stellen.

Gerade im Umgang mit der literarischen Tradition und dem „klassischen Erbe“ auf den Theater war Brecht in keiner Weise auf SED-Linie zu bringen. Die Differenzen lagen im Grundsätzlichen. Zum einen hatten die Vertreter der Staatsdoktrin ihre Vorstellungen aus der Sowjetunion, dem „Vaterland der Werktätigen“, uninspiriert bürokratisch übernommen, so dass für Brecht die von sowjetischen Kunstrichtern vorbestimmte Richtung für die DDR „absolut nicht in Frage“ kam (S. 304). Zum anderen wollte Brecht selber in jeder Hinsicht unabhängig bleiben und plädierte – aus guten Gründen – für die Eigenverantwortlichkeit der Künstler: „Er versuchte, diese Unabhängigkeit durchzusetzen in seinem Leben, in seinem Denken und in seinem Werk. Das waren die Mühen der Gebirge. Sie forderten viel Kraft, viel Geschick und Einfallsreichtum. Dazu war es nach seiner Ansicht hilfreich, eine bestimmte Art von Kunst zu entwickeln, durch die man das Leben meistern kann.“ (S. 9)

Unter diesen Prämissen wurden beim Aufbau des ersten deutschen Arbeiter- und Bauernstaates nicht, wie Bertolt Brecht zu-

nächst gehofft hatte, die Karten noch einmal neu gemischt. Als er unter widrigsten Umständen im Spätherbst 1949 das Berliner Ensemble gründen und in der DDR als Theater mit Sonderstatus einrichten konnte, waren die diesbezüglichen Karten längst schon ausgeteilt und vergeben. Andererseits blieb dem Exilautor keine andere Wahl, da ihm nur dieser Teil Deutschlands überhaupt eine Möglichkeit zu arbeiten bot.

Brecht und die DDR – eine paradoxe Situation

Das Absurde des Themas „Brecht und die DDR“ zeigt sich in der Gesamtentwicklung: Wie es, dank Brechts internationaler Erfolge mit dem Berliner Ensemble und mit seinem Werk, nun einem Staat, eigentlich vor aller Augen, gelingen sollte, aus dem „entschiedenen Feind der Kulturpolitik der SED“ (S. 220) Schritt für Schritt den uns bekannten „Staatsdichter der DDR“ zu kreieren. Werner Hecht nennt es zu Recht eine paradoxe Situation, die für uns erst aus heutiger Sicht greifbar wird.

Das Bild eines „Staatsdichters Brecht“ ist hiermit erledigt. Werner Hecht führt seine Leserin und seinen Leser hin zu vielen bisher kaum bekannten Details. Für mich besonders spannend sind die schier unüberwindbaren Widersprüche zwischen anscheinend Gleichgesinnten. Es sind – ich kann's nur bestätigen –, schier unglaubliche Zeugnisse, die nicht nur den grossen Kenner selbst erstaunt haben: Siehe im vorstehenden Interview seine Antwort auf die Frage: „Was war für Sie die größte Überraschung bei Ihren Funden und Entdeckungen?“

Werner Hecht gelingt es, das schwierige und grundsätzlich angespannte Verhältnis von Bertolt Brecht zum DDR-Staat und den politisch-kulturellen Rahmenbedingungen des Berliner Ensembles neu aufzurollen. Eine grössere Diskrepanz zwischen Brechts künstlerischen Intentionen und seiner Zeit – man wusste dies bisher eher allgemein

–war letztendlich kaum vorstellbar. Umso mehr stellte sich einem jeden Brecht-Leser seit Jahren die Frage, wie und warum ausgerechnet dieser „Klassiker der Vernunft“ zu einem „Staatsdichter“ im Osten Deutschlands werden konnte.

Nicht nur Bertolt Brecht, man weiss es längst, kam in das Räderwerk des Kalten Krieges. Erst recht folgten ihm nach seinem Tod – beinahe zwangsläufig – seine Schüler und seine Anhänger. Ja, die Brechtforschung insgesamt, und zwar hüben wie drüben des Eisernen Vorhangs.

Daher ist Werner Hechts Buch eben auch ein Beispiel, wie die neuere Brechtforschung heute ihre Aufgaben angeht. So wird wohl entscheidend sein, was diese neue Sicht wie auch die nun publizierten Erkenntnisse in nächster Zukunft auslösen werden; in der Literaturgeschichte, auf den Theaterbühnen und bei den Brecht-Verlagen. Doch gleichzeitig wird auch die Forschung und Interpretation auf allen Ebenen gefordert sein – um die werkgeschichtliche Aufarbeitung von Bertolt Brecht, ihrer ideengeschichtlicher Bedeutung entsprechend, endlich aus dem Korsett des Kalten Krieges zu lösen.

Brecht ist kein „Staatsdichter“ mehr. Endlich. Zum Glück – auch für uns. So bleibt denn zu hoffen, dass falsche Vereinnahmungen mit ihrer Aufdeckung eine Sache des 20. Jahrhunderts sind und nicht wieder vorkommen werden.

Dr. Werner Wüthrich ist u.a. Autor der beiden Bücher über Brecht und die Schweiz; ein weiterer Band ist, wie er uns anvertraut hat, in Arbeit.
mail@wwuethrich.ch